

«Der Bund», 25. 1. 2013

«Bsunderi Aaforderige» an die Mundart

«Di hütig Schuel mues in höchem Mass bereit und i de Laag si, sich bsunderi Aaforderige aazpasse und uf neu Herusforderige prompt und adäquat z reagiere.» Bei solchen Sätzen fragt man sich, ob es wirklich ein Segen ist, dass wir grundsätzlich in allen Lebenslagen Dialekt reden können; dass wir also nicht auf die Hochsprache ausweichen müssen, wenn es ernst wird. Ernst und formell wie an einer Gemeindeversammlung – von dort stammt das echte Beispiel, protokolliert hat es die «Zürichsee-Zeitung».

Vermutlich hielt sich das Behördenmitglied, das hier zitiert wurde, an ein aufgeschriebenes Leitbild und hätte dieses besser gleich auf Schriftdeutsch zitiert, statt es «halbbatzig» in Mundart zu übersetzen. Zudem ist die Gefahr gross, dass auch bei der Diskussion über – naturgemäss schriftdeutsche – politische Vorlagen in Gemeinde- und Kantonsparlamenten Wendungen in den Dialekt rutschen, die dort nichts verloren haben; ebenso in TV-Sendungen, in denen Politiker Mundart reden, damit sie spontaner sind oder zumindest so wirken.

Anderswo im deutschen Sprachgebiet sind Dialekte, soweit sie sich erhalten haben, eher in der Familie oder auch noch im informellen öffentlichen Gebrauch zu finden. Ist eine Mundart, wie etwa das Saarländische, in allen Bereichen üblich, so wird das als Besonderheit verzeichnet. In Österreich reden Sprachwissenschaftler gern von einem «Dialekt-Hochsprache-Kontinuum», in dem verschiedene Ebenen der Formalität zwanglos ineinander übergehen.

Von einem solchen Kontinuum kann in der Deutschschweiz keine Rede sein; wir brauchen eine bewusste Anstrengung, um (einigermassen) Hochdeutsch zu sprechen, und wir reagieren (hoffentlich) allergisch, wenn sich Schriftsprache in der Mundart breitmacht. Das tut sie auch in Nachrichtensendungen. Fürs Stadtzürcher «Tagblatt» hat Christoph Landolt, Redaktor am Schweizerdeutsch-Wörterbuch «Idiotikon», Lokalradio und -TV beobachtet. Aufgefallen ist ihm etwa «es Gsuech iiräiche», «di benötigte Gaaschraftwerch» oder «wächselndi Bewölchig». In freier Rede ausserhalb der Nachrichten halte sich Zürichdeutsch besser, sei aber – wie seit langem im Alltag – vom Sprachwandel betroffen; «vom Schriftdeutschen be- oder verdrängt» sei etwa «Anke» oder neuerdings «Ross».

«Use it or lose it» gilt auch für den Dialekt: Man muss ihn samt seinen Eigenheiten verwenden, will man ihn nicht verlieren. Die kostbare Möglichkeit, auf Schweizerdeutsch alles zu sagen, lädt ja dazu ein – sie birgt aber auch besondere Gefahren: Wo sich die Mundart in Bereiche wagt, in denen die Schriftsprache den Ton angibt wie eben in der Politik und den Nachrichten, da lauert das «Gemeindeversammlungsdeutsch». Es mit geniessbarem Schweizerdeutsch zu vermeiden, erfordert einen ähnlichen Effort, wie auf Hochdeutsch umzustellen. Letzteres wäre, wenn ein Thema allzu papieren ist, gar nicht das Dümmste.

Erst recht gilt das für schriftliche Äusserungen. So wäre uns erspart geblieben, im «Bund» [auf Berndeutsch nachlesen](#) zu können, was der Schriftsteller Guy Krneta auf der Internet-Plattform «Journal B» mündlich zur städtischen Kulturpolitik vorgetragen hatte. Zu hören und zu lesen war etwa: «herusraagendi Literatur», «Vraaschtautige», «bereit syg», «einish meh», «unnachvouziebar». Dass man literarisch alles auf Schweizerdeutsch sagen oder eben schreiben kann, gehört zur Pracht unserer Dialekte, aber wenn ein politischer Diskussionsbeitrag auf Mundart zurechtgebogen wird, ist die Pracht dahin. Ebenso, wenn in Dialektkolumnen «vom Wauhrächt Gebruuch mache» steht, «Beschäftigung vor beschtehende Ornig» oder «fougendes Statment». Alles echt, wie auch dies: «Drmit söu e Troscht usgschproche wärde.» Nicht gerade tröstlich.

© Daniel Goldstein (sprachlust.ch)